

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Aus bewegten Tagen [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

reich mitzuwirken. Ein Teil des Bataillons Nr. 11, dem der Verfasser dieses Artikels angehörte, kam jetzt nach dem Journal, einem schönen und interessanten Teil unseres Schweizerlandes. Ein anderthalbstundenlanger See zieht sich durch das Tal, und ihn überragt kühn die Pyramide der Dent de Baulion. Damals war freilich alles im Winterkleid und der See so fest gefroren, daß die Kompagnien darauf exerzierten. Die Einwohner des Tales, namentlich in der Ortschaft Le Sentier, nahmen die Zürcher gastfreundlichst auf, und der große Uhrenfabrikant Audemars, selbst eidgenössischer Oberst, stund nicht an, die bei ihm Einquartierten abends in den Cercle zu führen, wobei dann freilich die Unterhaltung der auf beiden Seiten etwas mangelhaften Sprachkenntnisse wegen hier und da ins Stocken geriet. Am 2. März marschierte das Halbbataillon über den Marchairuzpaß (1450 M. ü. M.) nach dem schönen Léman und Genf. In dem tiefen Schnee war bloß ein schmaler Fußpfad vorhanden, auf dem die Kolonne, Mann für Mann marschierend, nur langsam vorrückte. In Genf brachte man die Truppe zuerst im Wahlpalast unter, nachher aber bei den Bürgern, indem das genannte Unterkunftslokal, das zur Unterbringung französischer Soldaten gedient hatte, unreinigt war. Bevor die Mannschaft zu den Bürgern einquartiert werden konnte, mußten alle Soldaten ein Bad nehmen und ihre Kleider gereinigt werden, was an einem Tag vom frühen Morgen bis um Mitternacht in einer großen Wasch- und Badaanstalt zustandegebracht wurde. Auch in Genf erfreute sich der Soldat gastfreundlicher Aufnahme. Mancher Quartierträger tat für den Soldaten viel mehr, als er dazu verpflichtet war. Eines Tages lud ein Bürger einen Soldaten zum Diner ein und bezeichnete ihm sechs Uhr als die Essenszeit. Um ihm dies recht verständlich zu machen, zählte er ihm an den Fingern ab: un, deux, trois, quatre, cinq, six, und der Zürcher Wehrmann erklärte, es verstanden zu haben. Am Abend erschien er zu sechs, d. h. er brachte fünf Kameraden mit sich. Der Gastgeber ließ sich hiedurch nicht aus der Fassung bringen und bewirtete alle sechs.

Am 8. März begann der Rücktransport der Internierten nach ihrer Heimat. 1701 Soldaten blieben aber in unserm Lande, in dem sie, meistens den Blattern, dem Nervenfieber und der Lungenentzündung erlegen, zur ewigen Ruhe eingegangen waren. An den meisten Orten sind den Gestorbenen Denkmäler, die von einer französischen Gesellschaft unterhalten werden, gesetzt worden.

Der Eisenbahntransport konnte nur nach wenigen Ausgangsstationen bewerkstelligt werden; ein Teil gelangte per Dampfsboot über den Genfersee nach Genf und weiter zu Fuß nach St. Julien. Die Anordnungen waren zwar gut getroffen; aber die Ueberfüllung der Eisenbahnen mit Zügen verursachte gleichwohl große Schwierigkeiten. Zur Jetztzeit wären die schweizerischen Bahnen mit ihren gegenwärtigen Einrichtungen wohl weit eher imstand, einen solchen Truppentransport zu bewältigen. Damals waren alle Einrichtungen noch weit unvollkommener. Ein bedauernswertes Unglück ereignete sich in Colombier, wo ein Personenzug mit Internierten auf einen Güterzug stieß. 22 Mann, worunter ein Schweizer, wurden getötet und 54 verwundet.

Am 24. März war der Rücktransport beendet; dagegen hatte noch die Endabrechnung mit der französischen Regierung stattzufinden. Der unserm Lande zu vergütende Beitrag belief sich auf Fr. 12,154,396; darin waren inbegriffen Fr. 1,615,159 für die Kosten des Bewachungsdienstes der Internierten durch schweizerische Truppen, ferner Fr. 70,700 für die Zerstörung der Kirche in Kirchdorf (Kt. Bern) durch Feuer und Fr. 385,030 für den am Zeughaus in Morges infolge einer Explosion entstandenen Schaden. Frankreich benahm sich bei dieser Abrechnung sehr kulant, hatte sich aber ohne Zweifel auch nicht über Ueberforderungen seitens der Schweiz zu beklagen. Durch besondern Beschluß drückte die Nationalversammlung in Bordeaur der Schweiz ihren tiefgefühlten Dank für die loyale und menschenfreundliche Aufnahme der internierten Armee aus.

Unser Land ist durch den Uebertritt der Ostarmee in unser Gebiet unstreitig auf eine harte Probe gestellt worden; es hat sie aber gut bestanden. Die im Sommer vorher bei Sedan nach Belgien hinübergebrängten französischen Heeresteile waren bei weitem nicht so stark wie Bourbakis Armee. Wir waren ohne Zweifel vom Glück begünstigt. Die etwas düstern Voraussetzungen des ehrenwerten Baslerobersten sind bloß zu einem kleinen Teil in Erfüllung gegangen: die Ordnung wurde nur selten gestört, und die bösen Krankheiten verließen unser Land mit den Franzosen. Dagegen sind ihm der praktische Sinn unseres Volkes, der gute Wille, sein Sinn für Initiative zu Hilfe gekommen. Und der Geist der Opferwilligkeit und Menschenfreundlichkeit bei Hoch und Niedrig, Alt und Jung hat sich bei diesem Anlaß im schönsten Licht gezeigt!

C. E.

Aus bewegten Tagen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Trochü habe in Paris abgedankt, hieß es, Winoy habe das Kommando übernehmen müssen, jetzt noch, da alles im Land aus Rand und Band, brüllte der Pöbel: „A Berlin!“

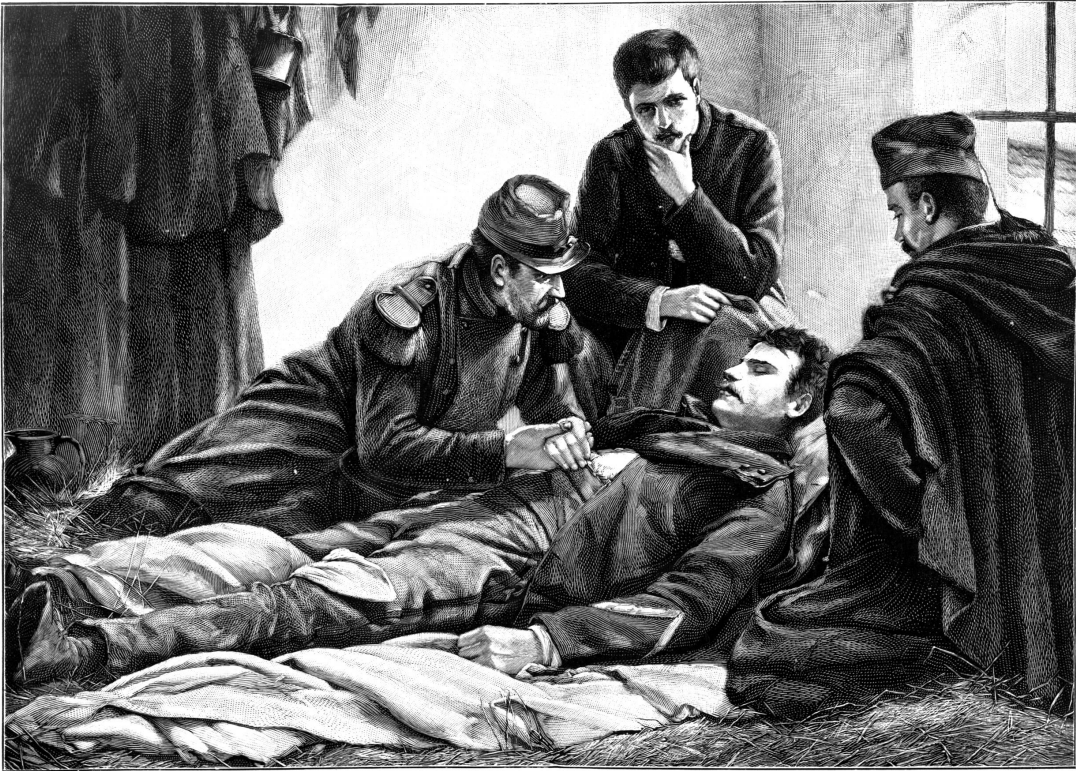
Wer wird da an Geschäfte denken? „Abends in der Truite!“ hieß es jeweilen.

„Auch gut!“ dachte Niemer. „Also lassen wir's sein

mit den Geschäften; meine Koffer sind sowieso noch unterwegs.“

Die Truite war die beste Weinstube des Ortes. Da ging es zu wie in einem Taubenschlag. Da ging keiner vorüber, ohne sich an einem Glas Macon oder Cortaillos zu erwärmen, da war man sicher, von allen Seiten der neuesten und zuverlässigsten Nachrichten teil-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Treue Kameradschaft.

Nach dem Gemälde von Walther von Dürer, Solothurn,
im Besitz der Eidgenossenschaft und deponiert in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern.

haftig zu werden, umsomehr, als mehrere Offiziere hier einquartiert waren und eine große Zahl daselbst sich zum Mittags- und Abendmahl einfand. Niemer war bald in der Gesellschaft eingeführt, und er dankte Gott, daß er nicht auf den Rat der Madame Regnier sich ins Bett verkrochen, sondern hierher verschlagen worden war, wo soeben die Depesche einlief, mit Bourbaki müsse etwas vorgefallen sein, der Oberbefehl der Armee sei an Clinchant übergegangen.

„Erschossen hat er sich!“ schrie einer, zur Tür hereinstürmend. „Saarscharf weiß ich's, von einem Frucht- händler. Keine Rede von einem unglücklichen Zufall. Selbstgeigen erschossen mit einem Revolver! In der Rue St. Anne zu Besançon! Hat zuerst bei Drnans noch eine Revue abgenommen, geht heim, hält den Lauf vor den Mund und knallt los. Aber leben soll er noch.“

„Neueste Ordonnanz!“ intonierte ein Eintretender. „Zwei Walliser Bataillone, wenn's mir recht ist, Fünfund- dreißiger und Dreiundfünfziger, rücken vor und sollen die äußerste Grenze in Hut nehmen; Marodeurs und einzelne Versprengte werden von Stunde an nicht mehr aufgenommen. Ueberschreiten sie die Linie, so werden sie festgenommen und an die Vorposten retourniert.“

„Bei Frasne hat's kanoniert; man hörte das Schießen weit ins Land hinein!“ wußte ein anderer zu erzählen. „Man sagt, Oberst Siber sei in Pontarlier; wenn der zurückkommt, kann er's brühwarm erzählen.“

So ging der Reigen ununterbrochen fort. Viele Meldungen wurden allerdings wieder annulliert; aber man hatte an dem genug, was noch bestehen blieb. Dazu das Ausschütteln der Schneemäntel, das Abstampfen der schwergewordenen Stiefel, das Waffentlirren und hastige Verlangen nach einem Glas Wein oder einer warmen Suppe, Bursche, die ihre Offiziere suchten, Reporter, die sich an die maßgebenden Personen heranzumachten, um Neuigkeiten zu gewinnen, Kellnerinnen, die auf der Hut waren, daß ihnen in dem allgemeinen Getümmel keine Flasche unbezahlt blieb. . . . Es war ein Chaos, das jedem, der es nur wenige Minuten mitmachte, auf die ganze Lebensdauer unvergeßlich ward.

Und mitten in dieses Chaos hinein platzte ein kolle- gialischer Gruß von Nestel, der im gedrängtesten De- peschenstil aus Welschbern meldete, daß sich die Truppen von Bruntrut zurückziehen, da von Belfort aus kaum mehr etwas zu befürchten sei. Der Brief schloß mit einem dreifach unterstrichenen «Les affaires avant tout!»

„Das gleicht ihm,“ sagte ein Kind des Ortes, dem Niemer den Brief vorwies. „Einen zweiten Reisenden wie den gibts nicht! Gesellig und freundlich gegen jeden- mann, aber keine Minute für sein Haus verloren!“

Niemer nahm sich vor, morgen früh das gute Bei- spiel nachzuahmen.

Inzwischen hatte an einem der Wirtstische eine Gruppe junger Leute aus dem Traverstal den Beschluß gefaßt, morgen mit dem Frühesten den Weg nach der Grenze einzuschlagen, um sich soweit wie möglich dem Kriegsschauplatz zu nähern; einer erbot sich, er wolle die andern, und wenn der Schnee mannhoch liege, auf eine Höhe führen, von wo man das Fort Jour und über Pontarlier hinaus weit in die burgundische Ebene schauen könne.

Niemer ward eingeladen, mitzuhalten. Er hielt es

für eine Feigheit, nein zu sagen, und versprach, sich zur Zeit einzufinden. Ja noch mehr! Er verzichtete auf den guten Vorsatz, den er vor einer halben Stunde ge- faßt, und beschloß sogar, um sich nicht den Ratschlägen der mere des voyageurs auszusetzen, den Rest der Nacht hier in der Truite zu verbleiben, wo der Mil- itärzirkulation wegen doch die ganze Nacht der Fremden- verkehr nicht unterbrochen wurde.

Ein Hausknecht besorgte die Meldung. So war man kriegsbereit.

Auf einmal riß einer das Fenster auf und horchte hinaus. Alles verhielt sich still. Jetzt konnte man's deutlich hören, ein fernes Dröhnen. „Das ist vom Larmont bei der Cluse,“ meinten die Ortskundigen. „Also sind sie am äußersten.“

Da traten — es war lange nach Mitternacht und das Zimmer ziemlich geräumt — zwei verschneite Gestalten herein, die Niemer nicht unbekannt waren: es waren die Geistlichen aus dem Mibi. Sie versahen sich bloß mit Kleingeld und schritten bald wieder in die Nacht hinaus, nachdem sie noch nach St. Sulpice gefragt. Beide schauten ihrem frühern Reisegefährten scharf ins Gesicht, als wollten sie sich dessen Person fest ins Ge- dächtnis prägen.

„Ist die Gegend hier katholisch?“ fragte Niemer, als die beiden fort waren.

Nicht ohne Vorwurf antwortete man ihm: „Seit wann? Waadtländer und Neuenburger sind die besten Reformierten in der ganzen Schweiz.“

Nach einer kurzen Ruhe hörte man wieder das Ge- rassel schwerer Fuhrwerke: es war eine Batterie mit Munitionskolonnen, die vorgehoben wurde. Wandte man sich nach der Straße, so konnte man alle paar Minuten Patrouillen oder Einheimische mit Stalllaternen erkennen, die den Sicherheitsdienst versahen oder irgend einem verdächtigen Geräusch nachspürten. Das war auch durchaus nicht überflüssig; denn war man auch mitten in einem volkreichen Dorf nicht in Sorge, von einem Trupp verwilderter Marodeurs überrumpelt und eingekesselt zu werden, so mußte man doch jede Minute darauf gefaßt sein, in einer Scheune oder in einem Stall einen Blatternkranken oder einen vom Typhus Befallenen auf dem Stroh zu treffen, der sich dahin verkrochen, sein letztes Stündlein abzuwarten. Von den fernen, schwarzen Bergen sah man Feuerpunkte, wahr- scheinlich Wachtfeuer der Vorposten.

Trotz der fortwährenden Abwechslung schien die Nacht ewig zu dauern, es war ja Januar! Und trotz- dem man mit Wein, Kaffee und mancherlei Likörs nachzuhelfen suchte, versielen die Ausdauernden doch der Schlassucht, der sie sich hingaben, so gut es die Vert- lichkeit zuließ. Sinnnickend dankte Niemer Gott, daß er wenigstens hinter dem sichern Wirtstisch saß und nicht im Bereich der Kugeln stand, ausgehungert und bis auf das Mark durchgefroren wie die armen Franzosen. Im Halbschlummer ging ihm alles durcheinander wie die Guckkastenbilder, wenn die Kleinen darüber herfallen: Geschäftshäuser, die ihr Falliment anzeigen, Batterien, die mit dem Bajonett gestürmt werden, Warenmagazine, die auf Beförderung warten, und Wagenkolonnen, die Verwundete und Sieche nach den Lazaretten bringen. A la guerre comme à la guerre! war das Motto.



Nebelmeer vom Aetliberg. Albiskette und Starneralpen.

Dann sah er wieder den Mönch von Perpignan, der nach dem Ende der Welt deutete.

Doch unmöglich war es, ein ganzes Stündchen der Ruhe zu pflegen. Bald wollte einer wissen, wieviel Uhr es sei, bald riß ein anderer trotz der Januarkälte die Fenster auf, weil er ein Signal oder Pferdegetrappel gehört hatte. Es ging schon gegen den Morgen, als ein Trupp schwer verhüllter Wanderer eintrat, die trotz ihrer Hülle fast erstarrt waren vor Kälte, vermutlich Uhrmacher, die ihre Schätze auf Schweizerboden in Sicherheit bringen wollten. Auf dem Wege nach Les Allemands sei man des Lebens nicht sicher, entweder falle man den Preußen in die Hände oder den Marodeurs. Nun suchten sie über Les Ponts nach Locle zu gelangen: das sei ein Weg, ärger als in Grönland, habe man ihnen geschilbert; aber sie wußten keine andere Hilfe. Sie nahmen, vermutlich um der Gendarmerie nicht zu sehr in die Augen zu fallen, nur eine kleine Stärkung zu sich und machten sich in die graulige Nacht hinaus wieder auf den Weg.

Ein Stündchen später war Niemer selber marschfertig. Die kriegslustige Kolonne, die sich an die Grenze begeben wollte, formierte sich, man besprach die nächsten Schritte, man versah die Feldflaschen mit dem wünschbaren Bedarf und trat die Route über St. Sulpice nach Verrières an, wo man ein Stück Weltgeschichte mit eigenen Augen zu schauen hoffte. Noch unter der Haustüre traf Niemer zufällig auf den Portier des Hotels, wo er hätte übernachten sollen; der Bursche erkannte ihn und rief ihm zu, einer der Geschäftsfreunde habe ihn gestern abends nachgefragt und erwarte ihn heute im Verlauf des Vormittags.

„Morgen wird auch noch Zeit sein!“ dachte der Marschfertiige.

III.

Ganz anders erging es Nestel. Der trennte sich keine Minute von seinen Koffern, gleichsam seinen Kindern. Und als es hieß, der Eisenbahnlinie entfangen

und ein Fuhrwerk aufzutreiben, da fand er sich am nächsten Morgen in der Stallung seiner Herberge ein und musterte die Gelegenheit, wohl wissend, daß man in außerordentlichen Zeiten nach außerordentlichen Mitteln greifen muß. Martin, den vieljährigen und schon mit gar manchem Trinkgeld bedachten Stallknecht, begrüßte er als alten Bekannten; er fand ihn um die Pferde besorgt, die, einquartierten Offizieren angehörend, Kopf an Kopf gedrängt, den Raum erfüllten.

„Was sie für futterfremde Gesichter machen!“ sagte der Sachkundige. „Die Oberländer wissen nicht, wie sie sich das Heu anschauen wollen, und die Emmentaler tun gar wie Engländer, wenn sie Schlempenfräut fressen sollten!“

Endlich erblickte Nestel im hintersten Winkel, was er suchte, und

das war ein Schimmel, der, aus seinem gewöhnlichen Stand verdrängt, sich sofort umsah, wer den Stall betreten, und er schien den Ankömmling zu kennen; denn in seinen klugen Augen war zu lesen: „So geht's halt im Krieg: alles aus Hand und Band!“

Der Reisende näherte sich dem Tiere, das des Oberarztes Michelet Leibbroß war, schon über zwanzig Jahre alt, aber noch gar stattlichen Leibes und so klug und landauf landab bekannt, daß niemand in der Talschaft lebte, der nicht ein Stücklein von ihm zu erzählen wußte.

La Trompette war sein Name, und es brauchte keines der feinen Reitpferde sich zu schämen, an seiner Seite zu stehen; denn es war trotz seines gesetzten Alters ein Geschöpf, das sich zeigen durfte, aus guter Familie und von guten Sitten, wohlgepflegt und und genährt, verstand Deutsch und Welsh und Heimaufkunde und hätte in jedem Rekrutenexamen eine gute Nummer bekommen. Jedesmal, wenn Doktor Michelet das Leitseil in die Hand nahm, um seinen Charabanc zu besteigen, sah sich die Stute um, ihn zu mahnen, ob er auch nichts vergessen habe; ja, einmal, da sie schon einen weiten Sprung vom Hause fortgefahren waren, hielt das verständige Tier plötzlich in seinem Lauf inne, schüttelte den Kopf und war nicht mehr vom Fleck zu bringen. Richtig, der Doktor hatte seine braune Ledertasche auf der Fensterbank liegen lassen! Erst als er das Versäumte nachgeholt, setzte sich Mademoiselle wieder in Trab und eilte leichten Schrittes und frohgemut der Kundschaft zu.

Solche Geschichten waren natürlich auch Nestel nicht unbekannt. Und nun sah man dem Kopf die offenbare Freude an, als er an den stolzen Offizierspferden mit wenig Worten vorüberging und sich mit freundlicher Rede und Liebkosung zu ihm wandte; es dachte ganz unverkennbar: „Die guten und gerechten Leute sind denn doch nicht alle ausgestorben!“

Bald war der Knecht Martin der dritte im Bund, und mit dessen Hilfe konnte der Reiselustige sein Tagesprogramm entwerfen. Der Doktor wollte gleich nach

Abfertigung der Sprechstunde abfahren; das klappte, da hielt es nicht schwer, einen Sitz zu gewinnen; denn der Charabanc war für zwei geräumig genug, und Nestel wußte sich bei Michelet allzeit als Jahrgenosse willkommen.

Eine Stunde später schnurrte das altertümliche Fuhrwerk lustig nordwärts den Freibergen zu; die beiden Freunde konnten sich behaglich der militärischen und politischen Disputation hingeben.

Wie überall, so ging es auch hier. Waren sie auch nur zwei, so waren sie doch getrennter Ansicht über die zunächst zu erwartenden Ereignisse. Nestel, der von der Nordgrenze der Schweiz aus einer großen Handelsstadt kam und Gelegenheit genug gefunden hatte, mit Leuten der verschiedensten Art zur Rede zu kommen, war der Meinung, der Krieg sei soviel wie aus, es handle sich nur noch um eine große Schlacht zwischen Vogeien und Jura und um die Erstürmung Belforts; denn ohne eine solche würden die Deutschen niemals die Waffen niederlegen. Unter solchen Umständen würde die Schweiz unter allen Umständen noch in Mitleidenschaft gezogen; denn die Abwehr einer geschlagenen Armee sei noch zehnmal schwieriger, als zu verhüten, daß eine intakte den Durchbruch forcieren. Michelet kannte den Krieg nur aus Zeitungsberichten und hegte mit seinem erregbaren Franzosenblut immer noch die Ueberzeugung, daß mit dem nahen Frühling eine ganz andere Wendung eintreten werde: Deutschland sei aufs äußerste erschöpft, Frankreichs sacré feu sei erst recht im Aufblühen; nachdem die verräterischen Feldmarschälle und Generäle in Gefangenschaft geraten, sei gar nicht ausgeschlossen, daß nicht wie ehedem eine Jeanne d'Arc ihre siegreiche Fahne erhebe.



Nebelmeer vom Aetliberg. Albiskette und zentralischweizerische Alpen.

So plauderten sie sich in die Hitze hinein, als Trompette Halt machte und die Strategen im Cabriolet veranlaßte, nachzuschauen, was des Zögerns Ursache sei.

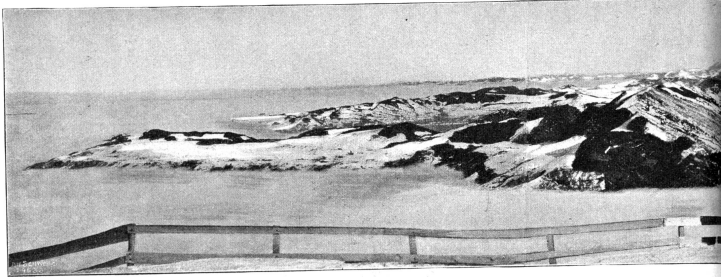
Ein Männlein im Windmantel war es, schwarz von Haaren und schwarz von Schnurrbart, aber im Schnee kaum zu erkennen, schlotternd und hilflos. Er bat in lebhaftem Französisch die Reisenden um Aufnahme ins Fuhrwerk, er sei landesfremd, sei vom Schneegestöber überrascht worden und sollte unbedingt noch vor Abend in die nächste Drtschaft gelangen.

Die Freunde sahen einander fragend an; denn da beide etwas rundlicher Natur waren, so füllten sie den Charabanc so ziemlich, wie die Kernen die Nußschalen füllen; allein das Wetter war allerdings unwirtlich genug, und der Mann schien im höchsten Grad der Aufnahme bedürftig. Trompette gab den Ausschlag; indem das gute Geschöpf zuerst auf die mit Schneeklumpen beklebten Räder und dann auf das dünne Männchen sah, dann mutig mit dem Vorderfuß stampfte, schien es sich der Mühe unterziehen zu wollen, jedem i gehöre ja sein Tupsen. Also, kurz und gut: Ja statt lange im Frost zu unterhandeln; es ging ja sowieso nur noch ein halbes Stündchen, bis man sich in einer warmen Stube erholen durfte.

Man konnte sich bald trotz der entstandenen Unbequemlichkeit damit versöhnen, den Unbekannten aufgenommen zu haben; denn er wußte Dinge zu berichten, die für das Freundespaar von höchstem Interesse waren. Er kam, trotzdem er kein Wort Deutsch verstand, aus dem Herzen Deutschlands, aus Magdeburg, und er war, trotzdem er Zivilkleider trug, Militär, ein Offizier. Man konnte es bald an den Fingern abzählen, wie er von der Maas bis an die Elbe und von da wieder an den Rhein gelangt war, als Gefangener transportiert und auf Ehrenwort ausgerissen! Weder Nestel noch Mi-



Nebelmeer. Blick vom Gottschalkenberg gegen Norden: Albiskette und Aetliberg.



chelet hielt es für passend, ihn dafür zur Rede zu stellen; doch waren beide in ihren Mitteilungen sehr behutlos. Ihm war daran gelegen, Belfort so nahe wie möglich zu kommen. Unverhohlen sagte er, er habe alle Vorteile gehabt, auf seiner Seite Basel zu vermeiden; dort nämlich sei ihm in den Tod zumider! Basel sei, schloß er, überhaupt eher eine deutsche als eine schweizerische Stadt. Das ließ Refel nicht gelten; er kenne die Stadt ganz genau und habe im Gegenteil gehört, daß allenthalben die Deutschen Feter geschrien, weil Basel sich nicht auf ihre Seite geschlagen. In Kriegszeiten habe eben jeder das Fieber und sehe die Welt mit andern Augen an.

Der zwischen den beiden behägigen Friedensmännern eingeklemmte Krieger ließ sich durch diese Worte von

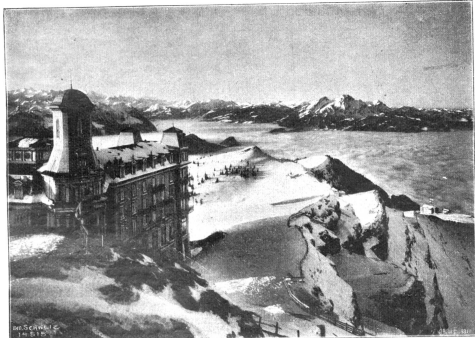
seiner Anschauungsweise nicht abbringen; doch war er schlau genug, keine weitere Opposition zu machen, und wenn es auch nur war, um seinen warmen Sieg nicht aufs Spiel zu setzen; dabei mochte es ihm erwünscht sein, von den beiden Christenbünden noch allerlei Aufklärendes zu vernehmen. Darum ließ er sich auch ohne Widerspruch die Warnung gefallen, er möge, solange er sich auf Schweizergebiet befinde, ja nie vergessen, daß dies neutraler Boden sei, und wenn er sich auf Gletschergebiet wage, so möge er jeden Augenblick gewärtig sein, als Militär in Zivil erkannt zu werden; dann sei er vor der handrechtlichen Kugel nicht sicher, die Deutschen hätten ihre Augen überfall.

„Inwieweit wären sie's schon!“ sprach nun etwas erregt und in deutscher Sprache Michelet zu Refel, der die Warnung erlassen hatte. „Aber mit welchem

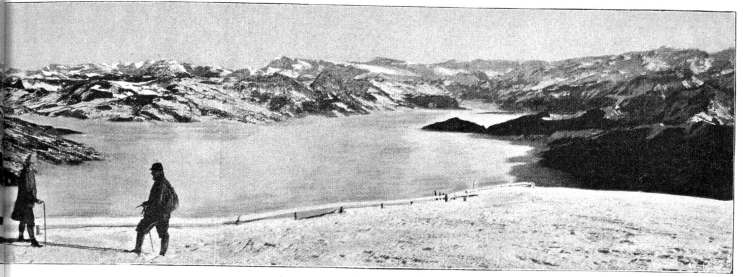
„Kriegsrecht!“ gab Refel ebenfalls in deutscher Sprache zur Antwort.

Noch hitziger als der Deutschschweizer erwiderte der Jurastier: „Kriegsrecht! Wenn sie doch nur das Wort Recht aus der Welt schaffen wollten! Man kommt ebenso gut von Banditenrecht reden! Jeder Unfug, jedes Verkommen, wenn es einmal verjährt ist, wird von den Juristen Recht genannt. Die Staaten, die sie anno vierzehn in Wien zusammensetzten, sollen auf Recht beruhen! Auf Recht die Kronen, die sie den Wölfen mit Karätschen abtropfen!“

So ging's fort, vulkanisch, trotz der Januarfalte, die dem Redenden den Hauch am Mund gefrieren ließ.



Rebelmeer vom Rigi. Bild vom Saum auf Blümlis und Berner Alpen.



Rebelmeer vom Rigi. Panorama gegen Osten.

So freundlich und behaglich im deutschen Kantons- teile des Bernerlandes sich die Wohnungen mit ihren breitvorstehenden Dächern aussehnen, so wenig ist dies im westlichen Gebiet der Teil, wo, namentlich gegen den Neuenburger Jura hin, auch in den Dörfern der städtisch-industrielle Charakter überhandnimmt. An einem derartigen Gebäude, einem einzelnstehenden Wohnhause nahe einer Sägmühle, hatte man auf einen Augenblick Halt gemacht. Der Zubader war des Doktors schon von weitem gewahrt geworden und stand unter der Haustür, den wiederlangten Mann auf einen Moment hinzuzubitten, es liege ein Fräulein da, man möchte wissen, welche Krankheit in ihm liege.

Während der wenigen Minuten, da sich Refel mit dem Franzosen allein befand, nahm letzterer Anlaß, vertraulich zu werden: „Ich sehe mit Vergnügen,“ sprach er, „daß ich es mit Männern zu tun habe, die das Herz auf dem rechten Fleck tragen! Darf ich vielleicht eine intime Frage stellen?“

Der Angeredete nickte, ohne ein Wort zu sprechen, doch eher misstrauisch als zutraulich.

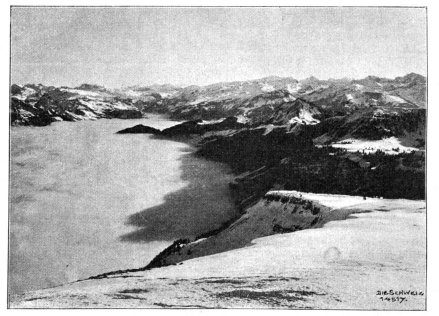
Der Fremde fuhr fort: „Sie sind ein Freund des Doktors. Sie beide kennen die Gegend und genießen hier ein großes Ansehen. An Geld fehlt es mir nicht, wiewohl Sie mich als einen Hülfslosen aufgefassen haben. Liege sich vielleicht der Doktor, dessen Fuhrwerk landauf und -ab bekannt ist, gewinnen, mich mit sich über die Grenze zu nehmen und als einen Geflüchten auszugeben?“

Jetzt mochte der Frager an Nestors Gesichtszügen merken, daß er an den Unrechten gekommen. Die Bemerkung, daß man sich noch sehr weit, mindestens einen strengen Tagemarsh von der Landesgrenze befinde, nahm der Franzose mit Kopfschütteln auf. Ein Landfärden, das er entfaltete

und das er einem Eisenbahnkursbuch entnommen haben mochte, war allerdings so nichtig, daß es vollkommen in der französischen Armeedonnaus waren.

Michelet ließ wieder ein und drang mit ersterer erzählte er, hätte ein Sturm auf das Fort Berche stattgefunden, bei dem die Franzosen über vierhundert Deutsche zu Gefangenen gemacht; aber trotzdem stehe es über um die Stadt und Denferis Arme; daher käme es auch, daß die Schweizertruppen sich von Bruntrut südwärts und nach den Neuenburgerbergen zögen, sechs tausend Mann der dritten Division seien sogar nach Delémont dirigiert, um entlasten zu werden; der letzte Schlag finde vermutlich an der Waadt-Ländergrenze statt.

Kaum hatte man sich diese Berichte zurechtgelegt, als ein vorüberziehender Fourier, der durch Trompete auf den persönlich bekannten Doktor aufmerksam ge-



Rebelmeer vom Rigi. Bild gegen Wädlich, Zolli und Scherborn.



Nebelmeer vom Rigi. Blick gegen Brittenstock, Urrotock und Titlis.

macht wurde, diesem ein nagelneues Zeitungsblatt in den Wagen reichte, das noch weitere Neuigkeiten enthielt, Berichte von weittragendster Wichtigkeit, ob denen dem gespannt lauschenden Franzosen Hören und Sehen verging. Es bestätigte sich, daß Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen worden, und zwar schon am 18. Januar. Kaiserliches Heer war im Norden geschlagen, die Picardie und ein Teil der Normandie in deutschen Händen.

Der Fremde grinste: Les sales cochons! Aber Nestel verwehrte ihm mit scharfem Blick diese Tonart.

Trochu in Paris, fuhr die Zeitung fort, habe das Kommando niedergelegt, Bismarck und Jules Favre hätten für drei Wochen einen Waffenstillstand abgeschlossen und unterhandelt über den Frieden, alle Forts und die Hauptstadt außer Vincennes würden von Deutschen besetzt.

«Traîtres!» knirschte es.

Auch Michelet wurde, als er diese Depeschen vorlas, glührot im Gesicht und zuckte so krampfhaft mit dem Leisefuß, daß sich Trompete erstaunt umwandte, zu er-

forschen, was geschehen sei. Das Kaiserreich, meinte der Doktor, habe sich seit Jahrhunderten überlebt, es sei eine mittelalterliche Idee, eine bunte Zwangsjacke, die sich die Deutschen in ihrem Siegestaumel herstellten und ob deren sie sich nach wenigen Jahren die Finger abbeißen möchten.

„Laß sie machen!“ beschwichtigte der ruhigere Kaufmann. „Zu einer Republik bringen sie es doch nie. Es wäre nur ein Zerrbild, das wir Schweizer nie begrüßen könnten!“

Dem Fremden ward's bei dieser Explikation zwischen den Streitenden körperlich unbehaglich, da sie ihn mit ihrer Leibesfülle schwer einklemmten, geistig aber fand er sich wohler, sah er doch trotz der Misere des

eigenen Vaterlandes, daß sich die zwei intimen Freunde mit stets schroffern Blicken und stets feindseligern Worten entgegentraten. War er auch der deutschen Sprache nur in spärlichstem Maße Meister, so konnte er doch, wenn sie auch absichtlich oft das Französische vermieden, gar wohl den Sinn ihrer Rede erraten.

Er versuchte, sich ins Gespräch zu mischen, aber tat es so ungeschickt wie möglich. Als Michelet sich äußerte, jetzt, wenn das Kaisertum in Deutschland wieder errichtet sei, werde es gehen, wie damals, als die Hohenstaufen meinten, Deutschland und das Univerium seien eins und dasselbe, und mit ihren abenteuerlichen Römertugenden ihre Nation bei aller Welt verhaßt machten, da fand es der Franzose angemessen, einzuschalten: „Ganz gewiß, so kommt es! Sie werden die Schweiz wieder unterjochen wollen! Verdient hat sie es zum Teil, da sie uns im Stich ließ, Frankreich, den einzigen Hort der Freiheit! Der Anfang ist schon gemacht, daß die Konföderation einen Duc zum Höchstkommmandierenden ernannt hat. Was ist ein Duc anders als ein kleiner König?“

(Schluß folgt).

✻ Agathe ✻

Studie von A. Häberlin, Frauenfeld.

(Fortsetzung statt Schluß).

„Und was hast denn du unterdes erlebt?“ fragte gnädig Marie. „Erzähl nun einmal von dir! Rose Keller, die uns einmal in W. besuchte, sagte, daß du viel zugänglicher geworden seiest.“

Nun hätte Agathe von der großen Veränderung in ihrem Leben erzählen können, von dem Reichtum, den das Kindesdasein mit seiner ihr neuen, geheimnisvollen Entfaltung hineingezaubert. Aber es war ihr auf einmal, als hätte sie den Schwestern nichts zu sagen, nichts wenigstens, was diese begreifen könnten. Denn schon gleich, als sie sich zu Tische setzten, hatte Marie die Kleine, die um sie herumtrippelte und auf ihren Schoß verlangte, angeherrscht: „Das fehlte mir noch, daß ich

meinen Urlaub dazu benutze, um bei fremden Leuten Kindsmagd zu spielen!“ Mit einem bösen Blick hatte sie's gesagt. Amalie, die überhaupt von beiden die gutmütigere war, hatte dem Kinde wenigstens ein paar gute Worte gegeben; aber man sah wohl, daß auch sie innerlich ungeduldig war über die Ablenkung vom Gespräch und sich für alles andere mehr als für das Kind interessierte.

„Nun, so erzähl' doch!“ wiederholte Marie. „Warum gehst du nicht mehr in die Fabrik? Am geistigsten wäre es, wenn du auch in unsere Stadt kämest; ja, daß ich's gleich herausfrage, wir sind eigentlich heute hauptsächlich deshalb hergekommen, weil wir schon so halb und halb eine Stelle für dich in Be-

Nachdruck verboten.